



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Reisebilder aus Galizien : 5. Czernowitz und die Bukowina.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

voller Geschmacksbildung danken. Ueber der großen gelehrten Arbeit wird nunmehr der Journalist karg werden müssen; das ist diesem Blatte eine unwillkommene Nothwendigkeit; den Lesern aber wird aus der Verbindung der freundlichen Sitten des Publicisten mit den strengeren des Forschers, wie sie die Behandlungsweise der bedeutenderen Artikel des Meyer'schen Künstlerlexicons bietet, der schöne Ton jenes alten Verhältnisses oft wieder anklingen. Denn das neue Werk entspricht auch den an den wissenschaftlichen Lehrstil zu richtenden Geschmacksanforderungen, als deren Meister wir Otto Jahn verehren, so weit als es die Rücksicht auf Knappheit und Uebersichtlichkeit nur irgend zuläßt. —

Reisebilder aus Galizien.

5. Czernowiz und die Bukowina.

Zwölf Eisenbahnstunden südöstlich von Lemberg liegt Czernowiz, die Hauptstadt der im Jahre 1849 zu einem selbständigen Kronlande erhobenen Bukowina. Den Reisenden, der diesen durch Sümpfe und Niederungen führenden Weg nimmt, geleitet (einige kurze Strecken abgerechnet), die Karpathenkette, deren reine Conturen sich lockend am östlichen Horizont zeigen; hie und da springt auch im Westen ein Höhenzug der Ausläufer hervor, welche das herrliche Gebirge in die Niederung sendet, die zu seinen Füßen liegt. Die ruthenische Physiognomie des Landes tritt auf dieser Strecke noch schärfer hervor, als auf dem Wege von Przemyśl nach Lemberg. Weit aus die Mehrzahl der Kirchtürme steigt holzgefügt aus strohernem Dach hervor und verräth durch diesen bescheidenen Ursprung wie durch die Zwiebelform, ruthenische Herkunft. Nur wo man in die Nähe von Städten kommt oder wo steingemauerte Herrenhöfe sichtbar werden, erinnert man sich daran, auf einem Boden zu stehen, den das Polenthum in Anspruch nimmt. So unbedeutend und unschön diese Städte auch sind, sie verleugnen nicht, daß in ihnen „Lateiner“ herrschen; namentlich Stanislawo, die stattlichste der an der Bahnlinie liegenden Ortschaften, trägt einen ausgesprochen abendländischen Typus; über die Mauern sehen stattliche Thürme hervor und der Schall der Glocken belehrt den Fremden darüber, daß hier lateinisch celebrirt und gebetet wird. — Soviel sich den schneebedeckten, zuweilen auch von Herbstwassern überschwemmten Ebenen absehen läßt, sind dieselben von einer Fruchtbarkeit, die zu der liederlichen, irrationalen Wirthschaft der Bewohner in scharfem Contrast steht; je weiter es nach Süden geht, desto üppiger wird, was von der Vegetation und dem Graswuchs des Sommers noch zu sehen ist und mein Nachbar der Handelsmann, der immer

häufiger die Versicherung wiederholte: „Hier ist Aegypten — man braucht nur zu fragen und Alles, was man hineinwirft, wächst“ hat den Augenschein und das Zeugniß Aller, die sich in die Bukowina verirrt haben, für sich.

Es war schon längst Abend geworden, als der Zug das breite prächtige Silberband des Pruth überschritt; die Mondessichel, die sich in der mächtigen Wasserfläche des schiffbaren Stromes spiegelt, wirft ihre Streiflichter über eine Dede, deren Einförmigkeit durch menschliche Wohnungen nicht gestört wird. Ohne Wiederhall tönt der Ruf der Schaffner und Zugführer durch die stille Nacht und wenn diese schweigen, herrscht rings feierliche Stille: selbst die Fluthen des mächtigen Stroms, die gegen die Brückenpfeiler anstürmen, murmeln ihre Sprüche fast unhörbar. Zwanzig Minuten später ist der Bahnhof von Czernowiz erreicht und in rasender Eile jagt ein wallachischer Kutscher bergauf und bergab der Hauptstadt seines Vaterlandes zu, die in dunkler Nacht begraben liegt. Der Mond hat sein blaßes Gesicht hinter herbstliche Wolken so dicht versteckt, daß der Instinkt der kleinen, raschen Pferde den Weg suchen muß; endlich — die Fahrt hat trotz ihrer stürmischen Eile zwanzig Minuten gekostet — halten sie schnaubend vor dem „schwarzen Adler“, dessen Fenster auf den geräumigen „Ring“ hinabsehen. Kutscher und Portier tauschen einige Worte, die weder slavisch noch germanisch klingen und es wird das Thor eines Gasthofs aufgethan, dessen weite Räume zugleich ein Kaufmannsgeschäft beherbergen, übrigens anständiger aussehen, als die „großen“ Hôtels der Hauptstadt Lemberg.

Czernowiz, die von 26,345 Menschen bewohnte Metropole der Bukowina ist einer Spinne zu vergleichen, die auf einer großen Nuß sitzt und ihre langen Beine nach allen Richtungen ausstreckt. Auf einer mäßigen Höhe gelegen sendet diese Stadt lange schmale Häusergruppen nach drei Seiten in das Thal oder die Ebene hinaus. Nirgend, auch nicht auf dem Ring, an dem das adlergeschmückte Rathhaus steht, hat man die Empfindung wirklich in einer Stadt zu sein; ein paar hundert Schritte — und durch die Lücken der schmalen Häuserreihe, die man durchschreitet, sehen Felder, Bäume und Gärten hinein. Selbst mit Lemberg ist jeder Vergleich ausgeschlossen, weil Alles einen kleinstädtischen, fast ländlichen Eindruck macht. Zwischen niedrigen, nur hie und da von stattlichen Gebäuden unterbrochenen Häuserreihen ziehen sich Straßen, deren Roth jeder Beschreibung und jedes Vergleichs spottet; die Plätze, zu welchen diese Gassen und Gäßchen führen, sind von unförmlicher Größe und schon ihre Namen (Holzplatz, Sturmplatz, Getreideplatz) lassen errathen, daß es sich hier nicht um Sammelpunkte städtischen Lebens, sondern um Stapel- und Fuhrenplätze für die Landbewohner handelt, welche ihre Produkte zu Markt bringen. Daß die Stadt vier Vorstädte

habe, wollen wir den geographischen Handbüchern glauben, die von denselben zu berichten wissen — was unter denselben zu verstehen ist, vermag ich nicht anzugeben; die schmalen Reihen kleiner, zum großen Theil hölzerner Häuser setzen sich nach allen Richtungen ununterbrochen fort, stattlichere Gebäude sind in allen Gegenden der Ortschaft gleich selten anzutreffen. Von der an die neu erbaute Residenz des griechischen Bischofs stoßenden, eigentlich schon außerhalb der Stadt liegenden rumänischen Kirche abgesehen, verdient keines der zahlreichen Gotteshäuser von Czernowitz auch nur der Erwähnung; sie sehen sammt und sonders wie Landkirchen aus, sind ohne alle Ansprüche auf Schönheit, in den bescheidensten Verhältnissen aufgeführt und stimmen zu dem Charakter des gesammten Orts, der den Eindruck der Armuth und Beschränktheit macht. Sein einziger Vorzug besteht in der allerdings reizenden Lage, die einen Sommeraufenthalt in dieser entlegenen Erdgegend erträglich machen mag. Rings um die Höhe, auf welcher Czernowitz liegt, erheben sich wellenförmige, weitgestreckte Hügel, aus deren Waldungen und Rasenteppichen zahlreiche Dörfer und Höfe hervorsehen oder — da sie meist aus Stein aufgeführt und weiß getüncht sind, — hervorglänzen. Soweit das Auge reicht, dieselbe anmuthige, bewegte Hügellandschaft, am Horizont durch stattlichere Höhenzüge abgegrenzt. Während die Stadt allenthalben einen kleinlichen, langweiligen und schmutzigen Eindruck macht, ist jede Fahrt um ihre äußeren Grenzen lohnend und das Auge sieht mit immer gleichem Wohlgefallen in das liebliche, fruchtbare Thal und die Hügellisten, welche die Hauptstadt des „Buchenlandes“ umschließen.

Interessanter, wenn auch nicht anziehender als die Stadt ist die Einwohner- und Nachbarschaft, welche ihre schmutzigen Straßen und noch schmutzigeren Plätze belebt und durch ihre Vielgestaltigkeit die ethnographische Buntfärbigkeit des gesammten Landes symbolisirt. Während die ländliche Bevölkerung der Bukowina aus Rumänen und Ruthenen besteht, drängen sich in Czernowitz wie in allen übrigen Städten außerdem noch Deutsche, Polen, Juden, Armenier und Magyaren bunt durcheinander. Wie in Galizien so ist auch in der Bukowina das ruthenische Element auf einen Theil der Landbevölkerung, die griechisch-unirte Geistlichkeit und eine kleine, übrigens im Zunehmen begriffene Anzahl von Beamten, Lehrern und Literaten beschränkt. Der Kopfszahl nach sind die Rumänen, welche den Süden des „Herzogthums“ ausschließlich bewohnen, schwächer vertreten als die Ruthenen; nichtsdestoweniger erheben sie den Anspruch, für die wahren Herren des Landes zu gelten. Zu ihnen gehört fast der gesammte eingeborene Bojarenadel und während die Ruthenen erst im 17ten Jahrhundert ins Land kamen, sitzen die Daco-Romanen seit unvordentlicher Zeit auf dieser Erde*). Der eigenthüm-

*) Die Rumänen gehören sämmtlich der griechisch-orthodoxen, die Ruthenen meist der griechisch-unirten Kirche an. Des Ritter von Schmiedes „Geograph. statistische Uebersicht Galiziens und

liche Vorzug unserer Zeit, nationale Gegensätze, wo immer dieselben sich vorfinden mögen, auf Unkosten der Civilisation bis zum Unsinn zuzuspitzen, hat sich auch hier geltend gemacht. Im Zusammenhang mit der großrumänischen Bewegung, welche in der nahe benachbarten Moldau ihr Wesen treibt, hat sich bei den „daco-romanischen“ Bewohnern der Bukowina das Bedürfnis ausschließlicher Herrschaft kund gethan. Schon seit Jahren war es Gegenstand ruthenischer Klagen gewesen, daß rumänische Geistliche ihre russischen Gemeinden von dem unirten zum griechisch-orthodoxen Bekenntniß überführten und dann allmählig rumänisirten. Es dauerte eine Weile, ehe man sich über dieses Verhältniß klar wurde und zur richtigen Beurtheilung desselben gelangte: die griechisch-orthodoxe Kirche ist nicht nur die Kirche der Donaufürstenthümer und des gesammten „daco-romanischen“ Stammes, sie ist zugleich die Kirche Rußlands und des größten Theils jener slavischen Welt, zu welcher sich auch die Ruthenen mit Stolz rechnen. Sollten sie, die in Galizien mehr wie ein Mal gesagt hatten, daß die Union mit den Lateinern ein Unglück und ein Mißgriff gewesen sei, der der ostgalizischen Kirche unermesslichen Schaden gethan — sollten sie sich dem Uebertritt ihrer Landsleute zu der großen orientalischen Kirchengemeinschaft widersetzen? Nicht nur in Galizien und der Bukowina, auch in Rußland ist über diese Frage vielfach gestritten worden; aber selbst in diesem Lande des Ostens, wo sonst die kirchlichen Gegensätze stets die eigentlich durchschlagenden sind, hat die nationale Rücksicht schließlich den leitenden Gesichtspunkt abgegeben. „Die Propaganda des rumänischen Clerus — so sagen die Ruthenen — nimmt den Eifer für die orthodoxe Kirche nur zum Vorwande, um uns um unsere Nationalität zu bringen.“ — In der That ist diese Auffassung durch das Verhalten der Rumänen in der Neuzeit als richtig bestätigt worden. Die Bojaren und Cleriker dieses Stammes halten sich berufen, dem ruthenischen Bauernvolk gegenüber dieselbe Rolle anzustreben, welche die Polen in Galizien spielen. Unter Berufung darauf, daß die Bukowina, nachdem sie im Jahre 1482 von Siebenbürgen losgerissen worden, einen Theil der Moldau gebildet habe, daß alle polnischen Ansprüche auf dieses Land stets mit blanker Waffe zurückgewiesen worden seien und daß die im 17ten Jahrhundert eingewanderten Ruthenen als Fremdlinge eigentlich

der Bukowina“ gibt unter Rubrik „die Bevölkerung nach Confessionen“ folgende auf die Bukowina bezüglichen Daten:

Römische Katholiken . . .	42,762
Orthodoxe Griechen . . .	353,403
Juden	29,187
Unirte Griechen	9,118

Diese letzte Ziffer erscheint mehr wie zweifelhaft, wenn man in Betracht zieht, daß die Ruthenen, welche 45 Procent der bukowinischen Gesamtbevölkerung von 447,095 Köpfen ausmachen, überwiegend der unirten Kirche angehören.

gar nicht in Betracht kämen, erklären die moldau-wallachischen Bewohner des Landes, die alleinberechtigten Herren desselben zu sein und ihm den Stempel ihrer „Cultur“ ausdrücken zu müssen. Auf dem im vorigen Herbst abgehaltenen Landtage haben sie einen Majoritätsbeschluß herbeigeführt, nach welchem die Landtagsprotokolle künftig nur noch deutsch und rumänisch geführt werden dürfen, da die Sprache der Ruthenen auf dem Boden des Buchenlandes absolut kein Bürgerrecht habe. Den Ausschlag hatten bei der betreffenden Abstimmung die Voten sieben ruthenischer Bauern gegeben, welche durch ihren rumänischen Popen instruiert worden waren, gegen die Sache ihres eigenen Stammes zu stimmen. Zwar hat der Statthalter diesem Beschluß Namens der Regierung die Zustimmung versagt, aber derselbe ist nichtsdestoweniger zum Fehbehandschuh zwischen den beiden Nationalitäten geworden, welche sich seitdem als erbitterte Feinde bekämpfen; in Jassy hat sich bereits ein patriotisches Comité gebildet, welches die Sache seiner Landsleute am Pruth mit Rath und That unterstützt. Den Ruthenen der Bukowina sind wiederum ihre galizischen Mitbrüder zu Hilfe gekommen. Das russische Casino in Czernowitz, das bisher in den engen Räumen eines an der Klocuczkastraße belegenen Häuschens ein mehr wie bescheidenes Dasein fristete und kaum mehr als ein Duzend Mitglieder gezählt haben mag, macht seitdem Miene, ein Clubb, der Mittelpunkt einer nationalen Agitation zu werden. Der Secretär dieser Gesellschaft, Herr Glebowizki, Professor der slavischen Sprachen am Czernowitzer Gymnasium, gibt seit dem Januar dieses Jahres ein russisches Journal „Bukowinskaja Sorja“ (Bukowinische Morgenröthe) heraus, das zwar bis jetzt wenig politischer Natur ist, diese aber zweifellos mit der Zeit annehmen wird: „Kräftigung des russischen Patriotismus in unserem Lande“ ist in dem Programm als Hauptzweck dieses literarischen Unternehmens bezeichnet.

Zur Zeit bewegt der rumänisch-russische Nationalitätenkampf sich allerdings in höchst bescheidenen Verhältnissen: spielte er nicht in einem Winkel, der durch seine Lage an der Grenze dreier großer Staaten an und für sich gefährlich ist, und hätte die Erfahrung nicht gelehrt, daß nationale Verwickelungen sich fast immer aus kleinen Anfängen entwickeln — man wäre in der That versucht, den ganzen Handel für eine schlechte Parodie des großen und ernsthaften Kampfes anzusehen, der weiter nördlich am San und Peltew auf Tod und Leben ausgekämpft wird. Wer sind diese Rumänen, die den Anspruch erheben, das slavische Element als eine ihnen untergeordnete Race zu behandeln und die Herren der Bukowina zu spielen? Bojaren, deren Faulheit, Niederlichkeit, Indolenz und sittliche Verwahrlosung sie zum Gespött aller ihrer Nachbarn macht und auf die der Pole mit grenzenloser aber gerechter Verachtung herabsieht — Popen, die noch sehr viel unwissender und gewiß nichts-

nutziger sind, als die russischen Geistlichen in den verkommensten Gegenden des großen Nachbarstaates, — Bauern, die an Fleiß, Betriebsamkeit und Energie weit hinter ihren ruthenischen Mitbürgern zurückstehen und an deren Bildungsfähigkeit gerade die genauesten Kenner von Land und Leuten die ernstesten Zweifel hegen. Der Adel hat sich im günstigsten Fall, d. h. in seinen hervorragendsten Exemplaren, den Lack französischer Bildung erworben, — selbstverständlich ohne von der großen Metropole des Westens mehr zu kennen, als was man im Jardin Mabil und in Cafés dritten Ranges zu sehen bekommt; von den Brocken, die der wohlhabendere Bojar während seiner „Bildungsreise“ aufgeschnappt, zehren er selbst, seine Nachkommen und seine Freunde. Von Arbeit ist unter diesen Leuten absolut nicht die Rede. „Diesen Grad von Nichtsnutzigkeit und Faulheit“ sagte mir ein deutscher Beamter, der seit vielen Jahren in Czernowiz lebt, „hält man nur für glaublich, wenn man ihn mit Augen gesehen hat. Alles was sie bei Russen, Litthauern u. s. w. in dieser Beziehung gesehen und erlebt haben mögen, hält mit der Lebensführung unserer rumänischen „Aristokraten“ absolut keinen Vergleich aus. Bei Männern wie Weibern bilden Rauchen und Essen die einzige Beschäftigung: nicht nur seine Pfeife oder Cigarrette, auch seinen Futurus (Maispudding) läßt der Vollblut-Bojar sich durch den Lakaien in den Mund stecken. Und das will Politik treiben!“ — Was mein Gewährsmann mir erzählte, ist von zehn verschiedenen Seiten später bestätigt worden.

Was man von Moldau-Wallachischen Bauern auf den Straßen und Märkten von Czernowiz zu sehen bekam, sah gleichfalls wenig ermutigend aus. Die Weiber, die über das bloße Hemd einen braunen Ueberrock und an den nackten Beinen hohe Stiefel trugen, sind — aus der Ferne betrachtet — von den Männern nur durch ihre weißen, rings um das Gesicht geknüpften Kopftücher zu unterscheiden. Die Männer — das Hemd über den Hosen und den Leib mit einem franzenbehangenen Gürtel umgeben — sahen ungleich roher und untüchtiger aus, als die ruthenischen Bauern, die ihnen — soviel auch zu wünschen übrig bleibt — in Bezug auf Fleiß und Energie entschieden überlegen sind. Die Landwirtschaft wird von beiden Stämmen gleich roh und primär betrieben. „Wenn sie bei uns einen Landbewohner sehen, der Schuh und Strümpfe trägt, wie ein civilisirter Mensch aussieht und nicht nur Mats, sondern auch Früchte oder gar Gemüse feil hält, so ist das alle Mal ein Schwab (deutscher Colonist). Ohne diese Leute wäre es unmöglich, auch nur hier in der Hauptstadt eine ordentliche Menage zu führen“. Dieser Ausspruch einer deutschen Dame scheint mir für den Grad wirtschaftlicher Cultur in der Bukowina bezeichnender zu sein, als es irgend statistische Notizen zu sein vermöchten. Freilich nähren die Fruchtbarkeit des Landes und die bäuerliche Bedürfnislosigkeit die angeborene Trägheit des „Daco-Roma-Grenzboten I. 1870.

nen“ in bedenklicher Weise. Die Gewohnheit, die Hälfte des Lebens müßig zu verträumen, ist hier so tief eingewurzelt, daß selbst außerordentliche Nothstände nicht im Stande sind, sie zu unterbrechen und eine erhöhte Rührigkeit zu erzwingen. Während im Jahre 1867 Tausende von rumänischen Bewohnern dieses Landes sammt Weibern und Kindern elend in Noth und Hunger verfielen, mußten zur Fortführung der Eisenbahnlinie Czernowitz-Suczawa-Tassy polnische, italienische und deutsche Arbeiter verschrieben werden, weil sich innerhalb Landes die erforderlichen Arbeitskräfte absolut nicht aufreiben ließen.

Was es heißen will, wenn in einem Lande, das noch so tief in morgenländischer Barbarei steckt, die wenigen vorhandenen geistigen Kräfte in nationalen und „politischen“ Händeln verbraucht und aufgerieben werden, wird der Leser sich ohne weiteren Commentar sagen können. Für Länder, wie die Bukowina eines ist, erscheint das in Oestreich neu erweckte constitutionelle Leben nicht nur verfrüht, sondern geradezu verderblich, indem es die kaum erwachte-Intelligenz der Bevölkerung den primären Lebensforderungen ab- und Zielen zuwendet, die bei dem herrschenden Bildungsgrade absolut unerreichbar sind. Was sollen den Rumänen von Suczawa, Triplex confinium, Fontina Alba u. s. w. die „Segnungen des Parlamentarismus“, Discussionen über provinzielle Autonomie oder liberalen Centralismus? Hier wäre einfach ein aufgeklärter, derb zuschlagender Absolutismus am Platz, wenn überhaupt jemals etwas werden soll. Für die nächsten hundert Jahre ist an Selbsthilfe oder eine vernünftige Benutzung des Selbstbestimmungsrechts der Bevölkerung auch nicht zu denken; die Bedürfnisse der deutsch-österreichischen Provinzen sind von denen der Bukowina so Himmelweit verschieden, wie etwa die ländlichen Verhältnisse Sachsens von denen in der Türkei. Die Spielereien mit „Nationalitätsprincip“ und modernem Bewußtsein, die am Pruth getrieben werden, sind darum als die Todtfeinde jedes gesunden Fortschritts anzusehen und es erscheint geradezu lächerlich, wenn — wie neulich geschehen — ein bukowinischer Volkstreter im Wiener Reichsrath das Bedürfniß zur Sprache brachte, seinem Vaterlande dieselbe autonome Stellung vindicirt zu sehen, wie sie von Oechen und Polen beansprucht werden. — So wenig die deutsch-österreichische, noch immer in schwarzgelben Traditionen steckende Bureauratie im Uebrigen berechtigt und befähigt ist, sich als leitende Macht und Trägerin des österreichischen Staatswesens zu geriren — hier hat sie noch eine Mission, hier erscheinen ihre Apostel noch wie höhere Wesen, Joseph II. und Maria Theresia wären für die Bukowina die zeitgemäßen Regenten! Schon die Verschiedenheit zwischen dem Bildungszustande und den Bedürfnissen in Erdgegenden, wie die Bukowina ist, und den Zuständen in Deutsch-Oestreich kann für ein gewich-

tiges Argument gegen die Möglichkeit einer Weitererfüllung des gegenwärtigen Systems gelten.

Wenn die in Wien beliebte Experimental-Politik noch einige Jahre in dem Fahrwasser bleibt, von dem sie gegenwärtig getrieben wird, so werden die Dinge freilich auch hier einem Umschwung entgegen getrieben werden. So schwach auch die großrumänischen und großrussischen Agitationsversuche sind, die in der Bukowina ihre kindischen Flügel regen, der ihnen entgegenstehende Widerstand ist noch schwächer und das allgemeine Gefühl des Mißbehagens, das sich über die österreichischen Länder slavischer wie deutscher Zunge zu verbreiten begonnen hat, wird auch an den Pruth und Sereth seinen Weg finden. Keine der in Wien möglichen Regierungsformen ist im Stande neues Blut in die Adern des trägen Stillebens zu gießen, das in diesem von Russen und Rumänen bedrohten Grenzlande gefristet wird. Selbst die von Haß gegen die Intoleranz der griechisch-russischen Kirche aus Rußland vertriebenen altgläubigen Sectirer, welche in der Bukowina unter dem Namen der Ripomaner ihr Wesen treiben, wenden sich von dem schwarz-gelben Banner, von dem sie sonst alles Heil erwarteten, ab, und machen Wiene, in die verlassene und gehaftete Heimath jenseit der Grenze zurückzukehren. Etwa drei Stunden von Czernowitz liegt ein Dorf, das russisch Bjelo-Krinika, rumänisch Fontina Alba heißt und in der neueren Geschichte der morgenländischen Kirche eine nicht unwichtige Rolle gespielt hat. In dem großen, roh aus Holz gezimmerten Kloster, das den Mittelpunkt dieses Orts bildet, ist die Residenz des altgläubigen Metropolitens aufgeschlagen, den noch vor wenigen Jahren Millionen zu den altgläubigen hierarchischen Secten gehöriger russischer Schismatiker als ihr geweihtes Oberhaupt verehrten, und der noch gegenwärtig hunderttausende wilder Fanatiker beherrscht, über dessen Führung in Moskau und Petersburg genau Buch geführt wird. Fast ein Jahrzehnt lang galt der unwissende bäurische alte Mann, der hier mit einem zahlreichen Stabe von Archimandriten und Mönchen Hof hält, für den Papst des größten Theils aller Sectirer in Rußland und mehr wie einmal hat das Petersburger Cabinet in Wien darüber Beschwerde geführt, daß das ärmliche Dorf in der Bukowina der Mittelpunkt aller kirchlichen und politischen Umtriebe sei, die gegen den Beherrscher von Staat und Kirche Rußlands geschmiedet würden. Durch die Thore des Klosters von Fontina Alba gingen unaufhörlich Emiffäre erbitterter Häretiker von Moskau und Kurak, Sendboten unzufriedener Kosaken vom Don, Agenten der polnischen Emigration und der hohen Pforte, reich mit Gold beladene Almosensammler, die in hundert verschiedenen Verkleidungen die Ebene diesseit und jenseit des Ural durchwandert hatten, um für den „Feldherrn des Heeres der Gerechten“ Spenden in der Art des Peterspfennigs zu sammeln. Während des orientalischen Krieges war

hier die Station, über welche Sabik Pascha und Gontscharow, der Hetmann der türkisch-polnischen Kasakenlegion, ihre geheimen Nachrichten aus Rußland erhielten und kurz vor Ausbruch des polnischen Aufstandes zog der Herr dieses Hauses nach Moskau, wo ein Concil „aller wahren Gläubigen“ versammelt war, um ihm als seinen Oberhirten zu huldigen, von ihm die Ernennung der Erzbischöfe und Bischöfe für Rußland und die Türkei zu erbitten. Von geschickten Händen geleitet, hätte die Einwohnerschaft des Bauernklosters von Fontina Alba der russischen Regierung endlose Schwierigkeiten bereiten, der Sache des nach Westen vorrückenden Panславismus manchen unbequemen Damm vorziehen können. Aber diese geschickten Hände fehlten, die letzten Jahre haben das Band zwischen dem Oberhirten in Bjelo-Krinika und seiner russischen Heerde wieder gelockert und die „Lipowaner“, deren Lippen sonst von Versicherungen der Treue gegen das Haus Habsburg und das k. k. „Untertans-Vaterland“ überflossen, murren darüber, daß man ihnen das alte Privilegium der Militärfreiheit entzogen hat und drohen mit der Rückkehr nach Rußland. — Zu bemerken ist bei dieser Gelegenheit, daß der östliche Theil der Bukowina und der Moldau Lieblingstummelplätze aller Arten von russischen Flüchtlingen, namentlich Sectirern sind und daß das Treiben derselben den drei Regierungen, deren Grenzen bei dem bukowinischen Dorf Triplex confinium zusammentreffen*) — zahlreiche Händel und Unannehmlichkeiten bereitet hat. Der russische Socialist Wassily Kelsiew, der im Sommer 1867 nach jahrelangem Aufenthalt in diesen Grenzländern seinen Frieden mit der russischen Regierung machte, hat von diesem Flüchtlingstreiben und den Zuständen Galiziens, der Moldau-Wallachei, Bulgariens u. in seinen Schriften ein interessantes, wenn auch nur sehr theilweise getreues Bild entworfen**)

So treffen auf dem engbegrenzten Boden dieses im Jahre 1849 geschaffenen Herzogthums religiöse, politische und nationale Gegensätze der heterogensten Art zusammen, um sich zu einem wunderlichen Ganzen zu verbinden. Mit Galizien verglichen, trägt die Bukowina trotz der Auflösung der alten Verhältnisse freilich immer noch den Stempel einer von Deutschen regierten k. k. Provinz. In Behörden und Schulen ist die deutsche Sprache die erstberichtigte und herrschende; sie hat auf dem Landtage Bürgerrecht, sie ist auf allen Schildern und öffentlichen Gebäuden vertreten und wird von allen Leu-

*) Dieser Punkt wird jährlich von reisenden Engländern besucht, die in dem Dorf die Nacht zubringen, um „auf der Grenze dreier Kaiserreiche“ geschlafen zu haben.

**) Unter diesen Schriften, die der Bearbeitung in deutscher oder französischer Sprache wohl werth wären sind namentlich zu nennen: Ueber Galizien und die Moldau, Petersburg 1868 und Durchlebtes und Durchdachtes. Von besonderem Interesse dürften die in diesen Büchern enthaltenen Angaben über die Geschichte der russischen Propaganda in Galizien und die Mittheilungen über die Stellung der Westslaven zur polnischen Frage sein.

ten, die irgend auf Bildung Anspruch machen, gesprochen und verstanden. Obgleich in der Bureaukratie sehr zahlreiche Polen dienen und die alt-polnischen Ansprüche auf die Herrschaft im Buchenlande nicht ganz verstummt sind, ist in der Beamtenwelt der herrschende Typus doch der deutsche; die Mehrzahl der zu dieser wichtigen Schicht gehörigen Personen dürfte beide Sprachen verstehen und das Deutsch der Beamten in Czernowitz hat nicht selten ein polnisches Timbre. Die Presse ist natürlich noch in dem Zustande glücklicher Kindheit; das Regierungsorgan erscheint drei Mal wöchentlich in deutscher Sprache, außerdem haben Rumänen, Ruthenen und Polen je ein kleines Zeitungsblatt zu ihrer Verfügung. Die Unbildung der beiden Hauptstämme des Landes und die ziemlich starke Vertretung des deutschen Elements in der Bureaukratie, der Handelswelt und dem Handwerkerstande von Czernowitz haben aber bewirkt, daß hier noch an der alten, in der übrigen Welt längst aufgegebenen Fiktion einer österreichischen Nationalität festgehalten wird und daß der Zusammenhang mit dem österreichischen Deutschthum selbst seine gemüthliche Seite hat. In Czernowitz erscheint jährlich ein deutscher „Czernowitzer Hauskalender“, seit einiger Zeit sogar ein „Bukowiner Volkskalender“ in derselben Sprache und wenn in dieser Stadt überhaupt Komödie gespielt wird, so geschieht es in der Sprache der Gastelli und Bäuerle. Einer solchen Vorstellung habe ich beigewohnt. Schauplatz derselben war das eigens zu dramatischen Zwecken hergerichtete obere Stockwerk des „Hôtel de Moldavie“, einer ziemlich unheimlichen, zwischen Gasthof und Kneipe stehenden Wirthschaft in der Nähe des heiligen Geist-Plazes. Unten wogte es in tabakerfüllter Atmosphäre von ruthenischen und wallachischen Landwirthen, die den Erlös des Jahrmartts in geistige Getränke umsetzten, Unterofficieren der Garnison, die Billard spielten und in allen möglichen Sprachen fluchten und spieen, russischen Kaufleuten aus Akjermann und Odessa, die im Wolfspelz au naturel Thee tranken und schmierige Banknoten zählten, Juden, die ihre Dienste deutsch und polnisch Jedermann und zu jedem Zweck anboten, endlich Zigeunern, die durch die Reize des Jahrmartts in die Stadt gelockt worden waren. Ueber diesem osteuropäischen Pandämonium und unter Assistenz eines Theils der Genossen desselben wurde „vor einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum“, „auf allgemeines Verlangen“ die Gesangsposse „Postillon und Localsängerin von G. Kayser“ zum Besten gegeben: „Herren Unterofficiere und Studenten (soll heißen Gymnastasten) zahlen die Hälfte des Eintrittspreises“, der für die Logen 75 Kreuzer, für das Parterre, wenn ich nicht irre, einen halben Gulden betrug. Die Hühnersteige, welche zu dem Kunsttempel hinaufführt, war mit rauchenden Jünglingen besetzt, Vertretern der Kunst, Künstler und Künstlerinnen beschützenden goldenen Jugend des Orts — der Tempel selbst

sah einem Stall, dessen einzelne Abtheilungen in Bogen verwandelt waren, täuschend ähnlich. Ueberraschend war im Uebrigen nur noch die Abscheulichkeit des Orchesters, das tief unter den Militär-Musikbanden stand, die in österreichischen Provinzialstädten sonst musikalisch auszuhefeln pflegen und gewöhnlich ganz erträglich sind. Etwas über das Stück — eine im Wiener Vorstadt-Ton gehaltene Nachbildung des „Kostillon von Conjumeau“ mit den üblichen trefflichen Dorf- und schändlichen Stadtbewohnern — und dessen Darstellung zu sagen, ist nicht möglich; männliche und weibliche Darsteller thaten ihr Möglichstes, einander in Geschmacklosigkeit und Platttheit zu überbieten. Der Beifall war von Anfang bis zu Ende ein rauschender und wurde nicht nur von deutschen, sondern auch von rumänischen und russischen Zuschauern reichlich gespendet. Wunderbar genug mögen die Vorstellungen sein, welche die Bewohner dieses Landes sich von der Macht und Herrlichkeit deutschen Cultur- und Kunstlebens nach diesen Proben gebildet haben!

Ein sehr viel ausgiebigeres Zeugniß für die Entwicklung deutsch-österreichischen „Nationallebens“ in der Bukowina als diese Theatervorstellung bietet der oben erwähnte deutsche „Bukowinaer Volkskalender für das Jahr 1870“. An dem Schaufenster einer Buchhandlung mit italienisch oder rumänisch lautender Firma war eine Reihe grüngerhefteter Bücher ausgestellt, welche die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden in besonderen Anspruch zu nehmen schien. Auf dem Umschlag des Buchs stand zu lesen: „I. Jahrgang des Bukowinaer Volkskalenders für das Jahr 1870, enthaltend ein interessantes, 8 Bogen umfassendes belletristisches Jahrbuch „Buchenblätter“ mit Beiträgen von etwa 24 der besten Dichter und Schriftsteller der Bukowina. Czernowitz 1869. Druck und Verlag bei Joseph Buchowiecki & Co., Preis 40 Neukreuzer. „Etwa vierundzwanzig deutsche Dichter und Schriftsteller in diesem Bande! Und diese umfassen noch nicht die ganze Schaar, die sich dem Cultus des Schönen gewidmet hat, sondern nur deren Elite! — Ich trat näher heran: eines der am Schaufenster aufgestellten Exemplare dieses interessanten Buches war in seiner Mitte aufgeschlagen und zeigte den Specialtitel des „interessanten“ belletristischen Jahrbuchs „der vierundzwanzig besten Dichter und Schriftsteller.“ Dieser Titel — den ich, weil er die Namen sämtlicher Dichter enthält, ausführlich mittheile — lautete wie folgt: „Buchenblätter. Jahrbuch für deutsche Literaturbestrebungen in der Bukowina. Unter Mitwirkung von Moritz Amster, L. S. Baltinester, Bernhard Ehrlich, J. v. Fedkowicz, Karl Emil Franzos, Maximilian Franzos, Ernst Freilich, Hanns Jaksch, Jf. Em. Kasz, Johann Kaufmann, Joseph Kunz, Janko und Theodor v. Lupul, Max Münzer, Gustav Adolph Nadler, E. Rudolf Neubauer, Georg Obrist, Jf. Friedr. SauerqueII, Wilhelm Schmidt, Ludwig Adolf Staufe-Simginowicz, Victor Umlauff, Rudolf Waldbauer und Jfidor Worobkiewicz — herausgegeben

von Karl Emil Franzos. (Mit dem Porträt von L. A. Staufe-Singinowicz) — Ich brauche nicht erst durch den Verkäufer erfahren zu haben, daß der auf dem Titelblatt zwei Mal (als Herausgeber und als Mitwirkender des Herausgebers) genannte Karl Emil Franzos ein strebsamer Primaner des Czernowitzer Gymnasiums sei, um die Beute, die ich aus dem Buchladen mitgenommen, voller Spannung aufzuschlagen.

Das deutsche Herz ist ein Ding, das seine Eigenart nicht verleugnet, auch wenn es in der Brust eines ebräischen Jünglings aus Podolien schlägt, und als solchen stellt Herr Karl Emil Franzos sich dem Leser der „Buchenblätter“ vor. Dieses Büchlein war einem idealen Bedürfnis entsprungen, Herzenssache des Herausgebers gewesen und verlangte als solche von den Lesern genommen zu werden. „Was die Absicht betrifft, welche den Herausgeber zur Veröffentlichung der nachfolgenden belletristischen Erzeugnisse bestimmte, muß Folgendes bemerkt werden: Es that ihm oft genug im tiefsten Herzen weh, wahrnehmen zu müssen, wie blutwenig der deutsche Dichtwald sich um seine Pioniere im Osten kümmerge. Wer sollte wohl auch in der Bukowina, dem fernen, wenig bekannten, ja viel verrufenen „Bärenlande“ deutsche Poeten vermuthen. Und doch ist Deutschland so groß, so weit — „so weit die deutsche Zunge klingt“. Also auch hier! Denn auch am Dnjestr und Pruth, am Sereth und an der Suczawa besitzt die deutsche Muse nicht nur zahlreiche, sondern sogar selbstschöpferische Verehrer. Will man gerecht sein, so darf man die Ursache dieser kaum zu leugnenden Erscheinung allerdings nicht bloß den hiesigen Vertretern der deutschen Poesie allein in die Schuhe schieben. Auch die Dichter der Bukowina haben gefehlt, wenn sie die Produkte ihrer Phantasie seit langer Zeit so ängstlich verborgen hielten und höchstens dann und wann als Findelkinder ohne Heimathschein in die weite Welt hinausgeschickten, als Waisen, denen Niemand ihr Vaterland von der Stirne lesen kann. — Den größten Theil der Schuld tragen aber wohl die eigenthümlichen hiesigen, der Aufmunterung zu poetischem Schaffen nichts weniger als günstigen und vorwiegend auf Reales, Praktisches, Prosaisches reflectirenden Verhältnisse. Ja grade diese Verhältnisse riefen dem Herausgeber dieser Sammlung mit mephistophelischem Grinsen zu: „Sie ist die erste nicht.“ Der in diesen Blättern enthaltene biographische Aufsatz „Deutsche Poeten der Bukowina“ weiß auch dem Leser ganz erbauliche Andeutungen über sehr ehrenwerthe, mit aufrichtiger Begeisterung begonnene und mißglückte Anläufe in gleicher Richtung zu geben. — Märchen sagt: „es war ein Mal!“ zc.

Nicht nur eine deutsche Literatur, auch eine förmliche deutsche Literaturgeschichte besitzt die glückliche Bukowina! Aus dem biographischen Aufsatz, den die Vorrede erwähnt, geht hervor, daß diese Literatur im Jahre 1852 geboren wurde, daß ihr Vater Singinowicz, genannt Staufe, heißt und daß die Wiener Poeten Seidl, Vogl, Paluzzi, die Lyriker Carri und Gigl und der „frühverblichene“ Semlitsch an ihrer Wiege Pathenstelle eingenommen. Es hat ein Bukowinaer „Album“ gegeben („in welchem ach! die Bukowinaer Poeten fehlen“), einen Bukowinaer Hauskalender mit vier Jahrgängen poetischer „Familienblätter“, einen Band „Heimathsgrüße“ und eine Sammlung „herrlicher“, leider spurlos verschollener „Lieder aus der Bukowina“. — Aber über den Sängern des Landes hat der Fluch gewaltet, daß die Welt sie verkannte — dem „hochbegabten“ Theodor von Lupul ist es gegangen wie dem talentvollen Sauerquell und dem noch talentvolleren Fedowicz — sie sind unbeachtet geblieben und wenn Herr Karl Emil Franzos sich ihrer nicht angenommen hätte, würde die Nachwelt von ihnen nicht mehr wissen, wie die Mit-

welt. — Den Hauptinhalt des Jahrbuchs für deutsche Literaturbestrebungen bilden, wie billig, lyrische Ergüsse: das Liebeslied hat hier seine üppigsten und zahlreichsten Triumphe gefeiert: „Antonie“, „Marie“, „Geheimniß“, „Liebeslieder I—XII“ von Lupul, „Liebeslieder I—XII“ von Simginowicz, „Liebesgrüße“, „Jugendliebe“, „Dir“, „Zu Dir“, „Rosenzelt“, „Frauensönheit“, „einer Verlorenen“ lauten die Inschriften an den Thüren, welche in dieses Heiligthum führen. Daß der Cultus der Natur ebenso reichlich vertreten ist, bezeugen die „sternenlose Nacht“, „In der Laube“, „Am Meer“, „Im Wäldchen von Horecza“, „Am Pruth“, „Dnjester-Klänge“ u. s. w., die düstere Zerrissenheit des modernen Poetenbewußtseins Gedichte mit den vielversprechenden Aufschriften „Erwarte nichts!“, „Faust's Kirchengang“, „An Lenau's Grabe“ und ein Gedicht „Am Dom“, das mit den gotteslästerlichen, aber tiefsinnigen Worten schließt:

„Laß fahren dahin, laß fahren
Die schöne Märchenwelt,
Was taugen uns alle die Dome,
Wenn uns der Glaube fehlt“.

Ein Kritiker, der auf der Höhe der Zeit stünde, könnte von den Buchenblättern noch Mancherlei berichten, namentlich dem in Prosa geschriebenen Theil derselben, der die Novelle „David, der Bocher“, die „Criminalnovelle aus der Moldau“, Gottesfügung, die Bären geschichten u. s. w. enthält. — Wem die Bukowina aber Nichts mehr als ein von Rumänen und Ruthenen bewohntes Land bedeutet, das als Tummelplatz zweier Spielarten barbarischen Nationaldünkels von Interesse ist, dem fehlt das Zeug dieser Dase inmitten „auf das Reale, Praktische, Prosaische reflectirender Verhältnisse“ den gehörigen Reiz abzugewinnen. — Welche Zukunft wohl diesen durch kaiserlich königliche Hände gepflanzten österreichisch-deutschen „Nationalbestrebungen“ beschieden sein mag? Wird auch hier dem poetischen ein politisches Vaterland folgen oder wird schon die nächste Zukunft die Herausgeber des Bukowinaer Volkskalenders davon überzeugen, daß sie kein Volk haben und keines sind und daß das deutsche Vaterland nicht allenthalben zu finden ist, wo die deutsche Zunge klingt, daß auch das Schwarzenberg-Bach'sche Gesamtvaterland ein Traum ohne Realität war? Ist die deutsch-österreichische Beamtenarbeit, die sich für Culturarbeit hielt, hier ebenso rettungslos verloren, wie in Galizien?

Mit **Nr. 14** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal**, welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im März 1870.

Die Verlags handlung.

Verantwortliche Redacteurs: **Gustav Freytag** u. **Julius Ehardt**.

Verlag von **F. E. Herbig**. — Druck von **Güthel & Wegler** in Leipzig.